Dem Andenken Schillers.

Festrede, gehalten bei der vom Deutschamerikanischen Lehrerseminar und der Vereinigung deutscher Lehrer Milwaukees am 9. Mai 1905 veranstalten Schillerfeier.

Von **Oscar Burckhardt**, Milwaukee, Wis.

Auch das Schöne muss sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meere mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Dass das Schöne vergeht, das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Wohl dürfen wir diese sanfte Totenklage, die einst der Seele unseres grossen Dichters entströmte, auf ihn selbst anwenden, der heute vor hundert Jahren seine irdische Laufbahn beschlossen hat. Doch nicht dem Sohne einer Göttin, den die blosse Geburt weit über die Sterblichen erhoben hat, gilt die Klage, und nicht Götter und Göttinnen sind es, die dem feuchten Meeresspiegel entsteigend sie anheben: nein, sie ertönt dem Sohne des Volkes und ein ganzes Volk stimmt in die Trauertöne ein.

O könnte ich dich heute schauen, mein deutsches Land, im Gewande des Lenzes, wie ihn nur deutsche Dichter so herrlich besungen haben! In allen deinen Gauen, in der völkerflutenden Metropole, im abgelegenen Städtchen, im stillen Dorf, überall wo deutsches Wort gesprochen und verstanden wird, da wird ein Nationalfest gerüstet, schöner, edler, menschlicher als alle Siegesfeste, die mit dem Ruhm der eigenen Nation die Demütigung des Nachbarvolkes verkünden. Ein Name ist es heute, der auf aller Lippen schwebt, alle Herzen durchzuckt: es ist der Name „Schiller". Tausendfach erschallt aus beredtem Munde die Huldigung für den unsterblichen Dichter; überallhin dringen die weihevollen Klänge seiner „Glocke" oder das „Lied an die Freude", sei es in der einfachen Volksweise, wie sie dem Kindermunde angepasst ist, sei es in der herr-



SCHILLER.

lichen Verklärung, wie sie der grösste Tondichter aller Zeiten und aller Völker dem ebenbürtigen Genius zuteil werden liess. Doch nicht allein diesen rauschenden Tönen entflammt die Begeisterung, auch in anspruchsloser, rührender Weise offenbart sie sich. Da ist keine Schule, die nicht das Bild oder die Büste des grossen Dichters schmücket; eine sinnige Hand hat den Kranz darum geschlungen, und in Andacht lauscht eine liebliche Kinderschar dem Lehrer, der ihnen in einfachen Worten das Leben und Wirken des geliebten Mannes schildert. Freude und Rührung malt sich in den kindlichen Gesichtern, denn auch der jugendlichen Seele hat der Dichter das Evangelium des Ideals und der Freiheit verkündet. In diesem Evangelium wuchsen die Geschlechter des letzten Jahrhunderts heran, in diesem Evangelium werden, soweit unsere begrenzte Anschauung die Ewigkeit erfasst, die Geschlechter aller Zeiten sich heranbilden. Der heutige Tag aber ist für uns kein Tag der Trauer mehr; die sanfte Klage, dass auch das Schöne vergeht, das Vollkommene stirbt, sie ist verhallt. Von allen jetzt Lebenden hat keiner den Dichter mit leiblichem Auge geschaut; wir aber feiern in gemässigter Freude nicht den Menschen, den der Tod uns geraubt, sondern den Dichter, den nichts mehr uns entreissen kann. Wenn Goethe in seinem Epilog zu Schillers Glocke in wunderbarer Steigerung das tröstende und erlösende Wort gesprochen hat: „Denn er war unser", so können wir, und das muss die Trauer zur Freude umstimmen, das stolze Wort sagen: „Denn er i s t unser."

Ist es nicht wundersam, wie seit einem Jahrhundert die Liebe eines Volkes zu seinem Dichter sich ungeschwächt erhalten, als wäre sie das ewige Feuer, welches auf dem Altare der Nation brennt? Was aber macht Schiller zum Lieblingsdichter des deutschen Volkes? Überschattet ihn nicht die Grösse des universelleren Genius? — Nein, Goethe thront allein auf der Höhe des Olympus, von dannen er Licht und Wärme, Wetterstrahl und befruchtenden Regen auf die dürstende Erde herabschickt; Schiller aber stieg von der reinen Höhe seines Ideals herunter zu den Menschen und ward einer der ihrigen, und als solcher lebt er im Bewusstsein seines Volkes. Goethe müssen wir bewundern, Schiller lieben wir; Goethe ist ein Stück der grossen Weltseele, Schiller der beste Teil der deutschen Volksseele; in Goethe versenken wir uns, um uns ganz in ihm zu verlieren; in Schiller, um uns verklärt in ihm wiederzufinden. Darum können wir für Schiller, und nur für Schiller, schwärmen. Wundersames Wort, unübersetzbar in andere Sprachen, unübertragbar auf andere Völker, gerade wie das deutsche Gemüt, mit dem es aufs innigste verknüpft ist! Wohl mögen wir in späteren Jahren lächeln, wenn wir auf unsere Jugendschwärmerei zurückblicken, aber wir möchten sie nicht missen in unserer Erinnerung, denn sie ist es, die unsere Jugend mit dem holden Schein umgibt, den keine Sehnsucht zurückrufen kann. In dieser

Schwärmerei liegt das erste, sich selbst noch unbewusste Streben nach dem Ideal, verbunden mit einer regen Kraft, das Objekt zur Höhe desselben zu erheben. Diese idealisierende Kraft zeigt sich in der Schwärmerei für die Jugendgeliebte, in der man die Liebe selbst liebt und jene schöne, sanfte Welt, die der erste Einblick in die Frauennatur dem Jüngling eröffnet; sie zeigt sich in der abgöttischen Verehrung des darstellenden Künstlers, in welchem man nur die Kunst selbst verehrt. Wir alle haben, als Knaben und Mädchen, als Jünglinge und Jungfrauen, in dem holden Wahn gelebt; wir alle strebten in unserer Weise nach dem Ideal, und weil keiner die Saiten unseres Gemüts so herrlich zu rühren verstand als jener Hohepriester des Idealismus, so war Schiller auch der Lieblingsdichter unserer Jugend.

Wohl spöttelt die Welt über den Idealismus und hat es stets getan. Sie sieht in ihm nur Unkenntnis des Lebens und Verschwommenheit der Begriffe. Es gibt einen falschen Idealismus, welcher die Kräfte erschlafft und zum Handeln unfähig macht. Der wahre Idealismus aber zeigt sich durch die Tat; er ist der Sieg des Geistes über den rohen Stoff. Er sieht die Dinge nicht nur wie sie sind, sondern, und das unterscheidet ihn vom einseitigen Realismus, auch wie sie sein sollen. Er spannt unsere Kräfte an und befähigt uns das Höchste zu schaffen, was in dem beschränkten Reich der Menschennatur liegt, denn nur aus der erhabenen Welt der Ideen schöpfen wir das Grosse. In jedem freischaffenden Menschen ist es die Idee, welche wie eine göttliche Kraft wirkt und ihn zur Tat begeistert. Sie wirkt nicht nur im Künstler, der scheinbar am freiesten aus der Domäne seiner Phantasie das Kunstwerk schöpft; sie wirkt auf gleiche Weise im Weltweisen, der aus des Zufalls grausenden Wundern das vertraute Gesetz, im Manne der Wissenschaft, der den ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen aufsucht. In diesem Sinne ist Idealismus nicht Erschlaffung, sondern Tat, nicht Traum, sondern Wirklichkeit. Er steigt herab von seiner Höhe zur Welt der Sinnendinge und erfüllt sie mit innerem Leben. Die reale Welt ist nicht immer die wirkliche, denn sie beruht auf der Erscheinung, der ewig wechselnden, schnell vergänglichen. Die Idee aber ist ewig, sie ist das Ureigenste, die Seele der Dinge, sie ist innere, höhere Wahrheit.

Von dem schwärmerischen Idealismus der Jugend, der in Gefühlen schwelgt, hat sich Schiller emporgerungen zum Idealismus des Mannes, der nach Taten ringt. Freilich der grosse Widerstreit, der zwischen Ideal und Leben herrscht, blieb ihm nicht erspart; aber als Sieger geht er aus demselben hervor, denn er ist kein Dichter des Weltschmerzes, nicht auf Nirwana ist sein Denken gerichtet. Er hat es ausgesprochen:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Mit diesem Worte hat Schiller den Stab gebrochen über einen Pessimismus, der aus seiner subjektiv eingeengten Sphäre sich hinauswagt in die Unendlichkeit eines Weltalls. Wo aber das Leben in seiner Eintönigkeit und Trivialität schwer auf uns lastet, da fordert uns der Dichter auf, dass wir uns über dasselbe erheben und in jenes Reich fliehen, wo in des Lichtes Fluren göttlich unter Göttern die Gestalt wandelt:

„Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!
In den heiteren Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr."

Aber können wir ebenso leicht die Angst des Irdischen von uns werfen und dem Genius in seinem stolzen Fluge folgen? Von uns allen, die wir mit markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde stehen, gilt das Wort Goethes, das er in den „Grenzen der Menschheit" ausgesprochen hat:

„Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde."

Den Dichter aber trägt das edle Flügelross zu den reinen Höhen des Olympus. Dort wartet Jupiter seiner:

„Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Hebe, nur ein!
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Taue,
Dass er den Styx, den verhassten, nicht schaue,
Einer der unsern sich dünke zu sein.
Sie rauschet, sie perlet, die herrliche Quelle,
Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle."

Fortuna, die launische, sie geht mit dem Füllhorn irdiscner Gaben am Hause des Dichters vorbeit. In anmutender Resignation hat Schiller selbst diesen Gedanken ausgesprochen, als er einst von dem schwedischen Könige Gustav IV. nebst einigen Komplimenten über seine „Geschichte

des Dreissigjährigen Krieges" einen Brilliantring erhielt. Damals schrieb er an seinen Schwager Wolzogen: „Wir Poeten sind selten so glücklich, dass die Könige uns lesen, und noch viel seltener geschieht es, dass sich ihre Diamanten zu uns verirren; unser Reich ist nicht von dieser Welt." Ein ähnlicher Gedanke spricht aus der „Teilung der Erde."

„Weh mir, so soll denn ich allein von allen
Vergessen sein? Ich, dein getreuster Sohn?"

So lässt der Dichter der Klage Ruf vor dem Throne Jupiters erschallen. Unendliche Milde strahlt aus dem Antlitze des Olympiers, und seine Arme öffnend, nimmt er den Dichter auf in sein ewig schönes Reich:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein."

Aus den einfachen Strophen dieses Gedichtes, welches dem Verstande des Kindes nahe tritt, kann selbst dieses schon die uralte Wahrheit entnehmen, dass die Dichter auch in materieller Beziehung sich von andern Sterblichen unterscheiden, und dass ihr Reich nicht von dieser Welt ist.

Der Weg des Genies ist selten mit Rosen bestreut. An die Spitze seiner Selbstbiographie setzt Goethe den griechischen Spruch: Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται. Der Mensch, der vom Schicksal nicht hart mitgenommen wird, wird nicht erzogen. Goethe, der vergötterte Liebling seiner Zeit und Umgebung, er, dem das Schicksal alle Wege geebnet hatte, der sich von allem, was sein Herz bedrängte, von jeder krankhaften Neigung und Stimmung durch sein Dichten befreien konnte: Goethe hat das Wort gesprochen, Schiller hat es erlebt. Niemals vor ihm, niemals nachher ist der Kampf gegen äussere Hemmnisse kühner und heldenhafter ausgefochten worden als von Schiller, und so ist es auch die pathetische Seite seines Lebens, welche ihn unserem Empfinden nahe bringt und auch aus diesem Grunde zum Lieblingsdichter unseres Volkes macht.

Fassen wir Schillers Leben in den kürzesten Zügen zusammen: Ein Jünglingsalter, welches unter dem Zwange einer despotischen Erziehung knirschte; diesem folgend ein ruheloses Wanderleben an verschiedenen Orten, ohne eigentliche Heimat; von allen Jahren kaum eines ohne materielle Sorgen, und als diese einigermassen zu schwinden schienen, ein Mannesalter mit früh sich verkündendem Siechtum. Wie selten aber entströmt dem edlen Herzen eine Klage. In jungen Jahren, nicht in den Tagen seines Leidens, hat er die „Resignation" gedichtet:

„Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen, —
Auch ich war in Arkadien geboren, —
Doch Tränen gab der kurze Lenz mir nur."

Den Vollmachtsbrief, auf den selbst der Geringste Anspruch hat, er bringt ihn der Ewigkeit unerbrochen zurück, er weiss nichts von Glück. Wohl sieht seine Sehnsucht ein schönes Land, aber der wilde Strom liegt zwischen ihm und den ewig grünen Hügeln. Mit dem Mute der Begeisterung schwingt er sich in den führerlosen Kahn:

„Du musst glauben, du musst wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland."

Und siehe, das Wunder gelingt! Die Segel schwellen und tragen ihn sicher zum ersehnten Strand. Doch nicht bleibend darf er dort verweilen; die Forderungen und Sorgen des alltäglichen Lebens haften an ihm wie Bleigewichte und ziehen ihn wieder zur Erde. Da ist es die Freundschaft, die wie ein goldener Strahl in sein Leben fällt; ihr gelten die schönen Worte:

„Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand."

Aus dem Kreise edler Menschen, deren Liebe dem Dichter bis zum finstern Haus und weit über dasselbe hinaus folgte, seien hier nur wenige Namen genannt: Körner, der Vater des von Schillerschem Geiste erfüllten Freiheitshelden, die Schwestern Charlotte und Karoline v. Lengefeld, und der edelste und grösste — Goethe. Ein anmutiges Band schlang sich um den Dichter und das Schwesternpaar. Er war sich selbst nicht klar, welcher von beiden er Herz und Hand schenken sollte, so untrennbar waren sie in seinem Gefühl verbunden. Karoline stand vielleicht seinem dichterischen Empfinden näher, Charlotte seinem Herzen, und so wurde sie des Dichters treue Lebensgenossin. Über das Verhältnis der drei Seelen und über den Eindruck, den Schillers ideale Persönlichkeit auf seine Umgebung machte, lassen wir Karoline sprechen.

„Wenn wir ihn — so erzählt sie — im Schimmer der Abendröte auf uns zukommen sahen, dann erschloss sich ein heiteres Leben unserem idealen Sinn. Hoher Ernst und anmutige geistreiche Leichtigkeit des offenen und reinen Gemüts waren in Schillers Umgang immer lebendig. Man wandelte in seinen Gesprächen wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde. Wie wir uns beglückte

Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die sich in einem reineren leichteren Elemente der Freiheit eines vollkommenen Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Mute."

Wohl unserem Dichter, dass auch in seinem Leben das Walten sanfter Frauennatur hervortrat, denn in jedem Genie muss das Beste der Frauennatur leben, um es vollkommen zu machen.

Was sollen wir aber über das Verhältnis Schillers zu Goethe sagen? Lange Zeit hatten die beiden in sich so vollkommenen und doch so verschiedenen Naturen wenigstens von der einen Seite aus sich kühl, fast ablehnend gegenübergestanden; aber da war's, als brächen plötzlich alle Dämme, welche die wechselseitige Liebe und Bewunderung zurückgehalten hatte, und jener herrliche Bund der Ergänzung wurde geschlossen, der nicht nur in unserer, sondern in der Literatur aller Völker einzig dasteht. Was jeder Dichter dem andern schuldet, das liegt in ihren eigenen Äusserungen und in ihren Werken zutage; und doch verdanken wir Schiller noch mehr, denn er hat uns Goethe zurückgegeben und ihn wieder zum Dichter gemacht. Der Bund der beiden Geistesheroen geht weit hinaus über ihre Erdenjahre; der Klang des einen Namens erweckt alsbald den Widerklang des anderen, und so stehen die beiden Dichter in unserer Anschauung da, wie sie im Standbild vor dem Weimarer Theater stehen, Arm in Arm Jahrhundert auf Jahrhundert in die Schranken fordernd.

Wenn ich in der Schilderung des grossen pathetischen Dichters den idyllischen Seiten seines äusseren Lebens in meinem Vortrage grössere Bedeutung verliehen habe, so werde ich dafür Verzeihung finden. Aus der grossen Bewegung, in welche die Charakterisierung des Schillerschen Geistesganges jeden Warmempfindenden hinreisst, verlangte es mich nach einem Ruhepunkte; ich fand ihn in der Ausmalung der Idylle. Von dieser aber kehre ich zum Drama des Lebens zurück, denn noch erübrigt es mir, zwei herrliche Seiten seiner Dichternatur zu beleuchten: es ist seine Stellung als Erzieher seines Volkes und als Dichter der Freiheit.

Schiller ist der geborene Erzieher, denn wie kein anderer hat er es verstanden, sich selbst zu erziehen und sein Genie einem dauernden Läuterungsprozesse zu unterwerfen. Mit seinem ersten Werke, in welchem alles titanisch-übermenschlich erschien: Sprache und Charaktere, Freiheits- und Vernichtungsdrang, kündigte er sich der Welt als grosser Dichter an. Zwei andere Werke folgen, aus denen zwar derselbe noch in Gärung befindliche Feuergeist spricht, wo aber das Titanische bereits dem Reinmenschlichen weicht. Die gewaltige Sprache, der ungestüme Entfesselungsdrang erweckt Begeisterung, besonders in der Jugend, die sich noch ganz von den Fluten des Sturmes und Dranges hinreissen lässt. Der Dichter aber hält inne. Das ist nicht der Weg, den sein Genius sich vorgezeichnet hat. Ein Dichter will er sein, aber nicht ein Dichter der

Zeit und des Modegeschmackes. Nur vier Jahre waren seit dem Erscheinen der Räuber vergangen, als Schiller seine denkwürdige Kritik über dieses Erstlingswerk schrieb: „Unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, musste mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, musste ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden ist, und dem ich nur darum Unsterblichkeit wünsche, um das Beispiel der Geburt zu verewigen, welche die naturwidrige Ehe der Subordination und des Genius in die Welt gesetzt hat." Es war ein junger Mann von 25 Jahren, der diese Worte geschrieben! In seinem vierten Drama ist der wilde Strom bereits eingedämmt und fliesst in sanfter Schönheit dahin; der wilde Freiheitssturm hat dem Humanitätsgedanken Platz gemacht.

Geschichte und Philosophie werden nun die Zuchtmittel in dem grossen Werke der Selbsterziehung. Wir haben hier nicht zu untersuchen, was Schiller für diese beiden Disziplinen, als was sie für den Dichter waren. Im Lichte der strengen Wissenschaft betrachtet hat die Geschichtsschreibung Schillers nichts Epochemachendes zutage gefördert, aber er war der erste, der das schöne Band zwischen Klio und Melpomene geschlungen hat. Der Dichter, und insbesondere der dramatische, kann der Kenntnis der Menschen- und Völkerschicksale nicht entraten; im Geschichtsschreiber aber muss etwas vom Dichter wohnen, wenn unter seinen Händen das Vergangene Leben gewinnen und Empfindung erwecken soll. Der Dichter freilich handelt auch hier in schöner Freiheit: Ein Wallenstein und eine Maria Stuart, eine Jungfrau von Orleans und ein Tell, sie behalten in unseren Augen ein- für allemal das Gepräge, welches ihnen der Dichter verliehen hat, mag auch die Geschichte anders über sie urteilen oder sie ins Reich der Fabel verweisen.

Schwieriger erscheint der Bund zwischen Dichtung und Philosophie; doch ist der Gewinn, welchen Schiller aus dieser abstraktesten aller Disziplinen geschöpft hat, unverkennbar. Seine Dichternatur hat er niemals aufgegeben, so weit er sich auch von ihr zu entfernen schien, besass er doch die wunderbare Eigenart, dass selbst das Abstrakte und Didaktische, welches unter andern Händen zu nüchterner Prosa herabgesunken wäre, bei ihm sich in Leidenschaft und Gefühl und durch diese in Poesie verwandelt.

Das Werk der Selbsterziehung ist vollendet, die letzte Stufe des Prozesses innerer Reinigung durchlaufen. Ganz und voll kehrt der Dichter zu seinem eigensten Elemente, der Poesie, zurück. Was er nun schafft, es sind die Werke eines Meisters, an Glanz der Sprache, an Hoheit der Ideen unerreichbar. Mit der Idee der Schönheit ist auch die der Freiheit in ihm zur vollen Reife gelangt. Nicht mehr die missverstandene Freiheit der Sturm- und Drangjahre, die nur in der Schrankenlosigkeit Er-

füllung sah, verkündet er, sondern die wahre Freiheit, die auf der sittlichen Ordnung beruht. Zu wiederholten Malen hat er diesen Gedanken ausgesprochen, kaum schöner als im Lied von der Glocke:

„Heilige Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet."

Wohl stehen in demselben Liede auch die Zeilen:

„Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn" —

aber, wer Schiller kennt, weiss, dass sie nur gegen die Schreckensherrschaft der französischen Revolution gerichtet sind; nur dem Pöbel verwehrt der Dichter das Recht, das Werk der Freiheit in die Hand zu nehmen. Für die Berechtigung eines Volkes, seine Freiheit zu erkämpfen, ist Schiller jederzeit eingetreten. In der „Geschichte des Abfalls der Niederlande" sagt er: „Gross und beruhigend ist der Gedanke, dass gegen die trotzigen Anmassungen der Fürsten endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, dass ihre berechnendsten Pläne an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, dass ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann." — Den erhabensten Ausdruck aber hat Schiller der Freiheitsidee in seinem Tell geliehen. Ist es nicht, als hätte der Dichter, getrieben vom göttlichen Sehergeiste, seinem deutschen Vaterlande, welches die Faust des grössten Despoten aller Zeiten fast zerschmettert hatte, den Weg zur Freiheit gewiesen?

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräusserlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst."

So sprach der Dichter der Freiheit. O könnte er am heutigen Tage von seinen seligen Höhen herunterschauen auf sein deutsches Volk! Was er in den kühnsten Träumen sich auszumalen nicht gewagt, es ist zur Wirklichkeit geworden: Ein grosses einiges Deutschland, ganz den Künsten des Friedens sich widmend, nach aussen bloss darum gewaffnet, um sich zu schützen gegen fremde Raub- und Rachegier. Noch ist freilich die ganze Freiheit nicht errungen, im täglichen Kampfe muss sie erstritten werden, und Stück für Stück wird sie erobert: Freiheit des Wortes, Freiheit des Gedankens, Freiheit der Seele.

Wir wohnen hier in einem Lande, welches man vorzugsweise und mit gutem Recht das Land der Freiheit nennt. Ja, seit mehr als hundert Jahren herrscht hier Freiheit des Wortes und des Gedankens, aber Freiheit der Seele müssen wir uns noch erkämpfen. Sollen wir mit Bezug auf dieses Land und auf die heutige Feier das Wort Hamlets anwenden: „Was ist ihm Hekuba, dass er um sie sollt' weinen?"

Nicht mit einem Gefühl der Bitterkeit möchte ich meine Rede beschliessen. Es werden bessere Zeiten kommen, wenn auch wir sie nicht erleben: aber dass kommende Geschlechter sich ihrer erfreuen, dafür haben wir zu wirken. „Sic vos, non vobis", das ist das Schicksal der Deutschen in diesem Land. Ihr schaffet am grossen Werke, doch schaffet ihr nicht für euch. Aber was macht's? Hat nicht der Gedanke, für eine bessere Nachwelt gewirkt zu haben, unseren grossen Dichter glücklich gemacht, und sollten wir in unserem bescheidenen Wirken nicht ähnliche Genugtuung empfinden? Man hat uns Deutschamerikaner die Amerikaner mit dem Bindestrich genannt. Wohlan, lasst uns diese Bezeichnung als Ehrennamen tragen! Der Bindestrich trennt nicht, er verbindet, und so haben wir Deutschamerikaner in diesem Lande die Mission, das Bindeglied zweier grosser Nationen zu sein. Indem wir das Beste unserer tausendjährigen, so eigenartigen und so schönen Kultur in dieses Land verpflanzen, allen Angriffen, aller Verdächtigung, aller Missachtung zum Trotz, erfüllen wir diese Mission. Die Zeit wird kommen, wann dieses grosse amerikanische Volk sich auch uns assimiliert, wie wir ihm so schnell und willig uns assimilierten: dann wird eine schönere Lebensauffassung hier herrschen, der rauhe Drang des Erwerbens wird einem gemässigten Idealismus weichen, und in gerechtem Stolze werden unsere Nachkommen mit den Worten des Dichters sagen:

Und die Sonne Homers, siehe, sie leuchtet auch uns!

Vor Schillers Standbild, 1859—1905.

Als Prolog zur Schillerfeier der Universität Wisconsin gedichtet von
Julius Gugler, Milwaukee.

Zum Abschied neigte sich in Purpurgluten
Des Indianersommers letzter Tag,
Der Sonne Nebelgold — ein Farbenfluten —
Ergoss sich über Busch und Ahornschlag.
Und Blätter, rot und braun und golden, tranken
Des späten Sonnenstrahls belebend Glühn,
Und leis im Wind, gleich blanker Münze sanken,
Der Pappel Blätter nieder auf das Grün.